



Berlin: Die Kreuzung Schönhauser Allee/Eberswalder Straße mit ihrem U-Bahnhof 1984. „Schon immer eine der spannendsten Ecken dieser Stadt“. (Aus Harald Hauswald/Lutz Rathenow, *Gewendet – Vor und nach dem Mauerfall: Fotos und Texte aus dem Osten*, Berlin 2006.)

Vom ‚kulturellen Gedächtnis‘ und der DDR

Streit um die Erinnerung nach 1989

Von Carsten Gansel

Nicht nur Christa Wolf hat bis zur Wende des Jahres 1989 die Figuren in ihren Texten immer wieder darüber nachdenken lassen, wann es öffentlich möglich sein würde, „die Grenzen des Sagbaren zu überschreiten, der Tatsache eingedenk, dass Grenzverletzungen aller Art geahndet werden“. Gemeint war damit nicht zuletzt der Versuch, Erinnerungen Raum zu geben, die nicht ins offiziöse Gedächtnis der DDR passten. Mit der Wende des Jahres 1989 begann die Suche nach „jener anderen Sprache“. Dass dies ein langwieriger und komplizierter Prozess ist, darüber geben die verschiedenen Künste und die sehr unterschiedlichen Formen der Erinnerung Auskunft. Rückblickend zeigt sich: Es waren zunächst die Kinofilme, die medien- und publikumswirksam an die vergangene DDR erinnert haben.

Foto: Harald Hauswald

„**N**ur keine Angst. In jener anderen Sprache, die ich im Ohr, noch nicht auf der Zunge habe, werde ich eines Tages auch darüber reden. Heute, das wusste ich, wäre es noch zu früh.“ (5)/

„Einmal, in meiner neuen freien Sprache, würde ich auch darüber reden können“ (15)/

„die Grenzen des Sagbaren zu überschreiten, der Tatsache eingedenk, dass Grenzverletzungen aller Art geahndet werden“ (16)/

„Nachdenken über die Grenzen des Sagbaren; mit welchen Wörtern beschreibt man die Sprachlosigkeit des Gewissenlosen“ (21)

„Eines Tages, dachte ich, werde ich sprechen können, ganz leicht und frei.“ (76)

Diese Zitatmontage stammt aus Christa Wolfs Erzählung „Was bleibt“, die im Juni 1979 entstand und im November 1989 überarbeitet wurde. Das Thema der Erzählung, ein Schriftsteller-Ich reflektiert in einer Art Bewusstseinsstrom die Dauerbewachung durch das Ministerium für Staatssicherheitsdienst, wie auch der Zeitpunkt der Veröffentlichung bildeten den Auslöser des so genannten deutschen Literaturstreits. Mit Christa Wolfs Erinnerungstext „Was bleibt“ befinden wir uns gewissermaßen am Ende der Literatur in der DDR. Gleichzeitig wird offenbar, wie schwer es bis 1989 war, öffentlich die „Grenzen des Sagbaren“ zu überschreiten und Erinnerungen Raum zu geben, die nicht ins offiziöse Gedächtnis der DDR passen. Mit der Wende des Jahres 1989 begann die Suche nach „jener anderen Sprache“. Dass dies ein langwieriger und komplizierter Prozess ist, darüber geben die verschiedenen Künste und die sehr unterschiedlichen Formen der Erinnerung Auskunft.

Rückblickend zeigt sich: Es sind zunächst vor allem Kinofilme gewesen, die medienwirksam an die vergangene DDR erinnern haben. In „Sonnenallee“ oder „Good Bye, Lenin“, in „NVA“ oder in „Der rote Kakadu“ konnte man teilhaben an einem „Verlachen“ und einer

„Komödisierung“ der DDR. Nicht ganz zu Unrecht ist angesichts der erfolgreichen Filme davon gesprochen worden, dass es der ‚Reiz des Absurden‘ und die travestiehafte Überzeichnung sind, die eine genussvolle Verkostung von DDR möglich machen. Spreewaldgurken-Romantik eben! Die Frage, warum es zunächst diese spezifischen Filmvarianten waren, die erfolgreich die verschwundene DDR inszenierten und nicht Romane, lässt sich mit den Unterschieden der beiden Medien beantworten: „Sprache“, so Ralf Schnell, „kann in die Tiefe gehen, in die Tiefe des Gedankens, einer Seele, auch eines Körpers, von dem Texte sprechen. Bilder aber sind flüchtig. Sie zeigen, was ist, sonst nichts. Ihre Wahrnehmung ist eine von außen.“ Freilich gibt es weitere Gründe, und diese hängen mit dem Erinnern insgesamt zusammen. Thomas Brussig hat

in „Sonnenallee“ eine einfache Antwort gegeben. „Denn die Erinnerung“, so lässt er seinen Erzähler sagen, „vollbringt beharrlich das Wunder, einen Frieden mit der Vergangenheit zu schließen, in dem sich jeder Groll verflüchtigt und der weiche Schleier der Nostalgie über alles legt, was mal scharf und schneidend empfunden wurde“.

Brussig hat mit seiner Vermutung nicht Unrecht. Denn in der Tat ist es so, dass unsere Erinnerungen keine wirklichkeitsgetreuen Abbilder des Vergangenen schaffen können. Es ist immer nur eine teilweise, unvollständige, ja mitunter sogar eine deformierte Rekonstruktion der Vergangenheit möglich. Mit anderen Worten: Es gibt jene „Tricks der Erinnerung“, von denen Uwe Johnson spricht. Zwischen den realen Geschehnissen der Vergangenheit und den dann entstehenden Erinne-



Tanz auf der Mauer für Modeaufnahmen im Februar 1990.

Foto: Christian Zeiler

rungen existiert eine Kluft. Aber warum ist das so? Wollen Menschen sich selbst belügen und austricksen? Gedächtnistheoretiker, Psychologen und Neurologen haben Folgendes herausgefunden: Der zeitliche Abstand zwischen ‚realer Vergangenheit‘ und dem aktuellen Moment, in dem diese erinnert wird, führt dazu, dass die früheren Geschehnisse aus dem Blickwinkel der Gegenwart wahrgenommen und bewertet. Damit erfolgt bereits eine Art Umbau. Es werden nämlich jene Momente als bedeutsam hervorgehoben, die in der aktuellen Gegenwart für das erinnernde Individuum von größerem Gewicht sind. Wer also in der Gegenwart leidet und ohne Arbeit ist, der wird auf die Vergangenheit eher einen „Weichspüler“ legen als jener, der in einer Chefetage sitzt und gerade einen Mercedes der S-Klasse gekauft hat. Und wer heute zwischen fünfzig und sechzig ist, der wird durchaus zu einer sentimental Verklärung seiner DDR-Jugend neigen. Denn wie heißt es in „Sonnenallee“: „Wir waren jung und verliebt, es war unsere schönste Zeit.“

Aber es gibt noch einen weiteren



Grund dafür, warum die erinnerte Vergangenheit nicht der „wirklichen“ Vergangenheit entspricht: In unsere Erinnerungen dringen beständig ‚äußere Elemente‘ ein, ohne dass wir uns dessen bewusst sind. So vermischen sich beispielsweise die von anderen erzählten Geschichten, Filmhandlungen oder gar fiktive Romanerlebnisse mit unserer eigenen Geschichte. Wir können also problemlos „falsche Erinnerungen“ in das eigene Gedächtnis importieren. Viele Angehörige der Kriegsgeneration etwa haben – wie der Sozialpsychologie Harald Welzer zeigt – die in Bernhard Wickis Film „Die Brücke“ erzählte Geschichte zu ihrer eigenen erinnert. Aber was hat das mit DDR-Gedächtnis und Erinnerung zu tun. Nun, es erklärt, wa-

rum gerade gegenwärtig eine Art ‚Kampf‘ um das ‚kollektive Gedächtnis‘ der DDR stattfindet und warum es ganz normal ist, dass es sehr verschiedene Erinnerungsgemeinschaften gibt.

Nehmen wir als Beispiel nur die Diskussionen um den Film „Das Leben der anderen“. Der Film führt in den November 1984. Hauptmann Gerd Wiesner vom Ministerium für Staatssicherheit, brillant gespielt von Ulrich Mühe, erhält von seinem Vorgesetzten Oberstleutnant Grubitz (Ulrich Tukur) den Auftrag, den bekannten Theaterautor Georg Dreymann (Sebastian Koch) und seine Freundin, die gefeierte Schauspielerin Christa-Maria Sieland (Martina Gedeck), zu observieren. Abhörtechnik wird installiert und Wiesner sitzt und horcht auf dem Dachboden. Zunehmend wird er in die Geschichte des Künstlerpaars einbezogen. Und als er schließlich erfährt, dass es privat-amouröse Gründe eines Kulturministers sind, die die ganze Überwachungs-maschinerie in Gang setzen, da beginnt er sein eigenes Spiel, ja er wechselt die Seiten. Das hat es so in ‚Wirklichkeit‘ vermutlich nie gegeben. Wie kommt es aber, dass ein Film, der bewusst auf Vereinfachung baut und gerade nicht auf äußere Wiedererkennungseffekte setzt, solche Wirkungen bei früheren DDR-Bürgern hat? In Leipzig gab es nach dem Filmende Szenenapplaus und in Neubrandenburg herrschte absolute Stille, die Zuschauer blieben betroffen auf ihren Plätzen.

Simpel formuliert könnte man sagen: Vieles in dem Film ist ‚falsch‘, und dennoch ist alles wahr! Warum? Weil es genauso hätte sein können! Der Film erzählt viele Geschichten, aber eine, die härteste, lautet so: In der DDR ist es zu einer schleichende Verschiebung des moralischen Maßes gekommen. Das Leben war nicht durch ständige Unterdrückung gekennzeichnet, wohl aber durch etwas, das zerstörerischer sein kann, die beständige ‚Einübung in Ver-rat‘. Vielleicht wurde genau diese Erinnerung bei vielen Zuschauern aktiviert. Die Reaktionen, egal wie man sie deu-



Prof. Dr. Carsten Gansel
 Institut für Germanistik
 Otto-Behaghel-Straße 10, Haus B
 35394 Gießen
 Telefon: 0641 99-29145
 E-Mail: Carsten.Gansel@germanistik.uni-giessen.de

Carsten Gansel, Jahrgang 1955, ist Professor für Deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Gießen. Er ist Mitglied des P.E.N. Derzeit arbeitet er an einem Forschungsvorhaben zu „Literatur und Störung in der Literatur des 20. Jahrhunderts“ sowie zu G. E. Lessing im kulturellen Gedächtnis. Von 1974 bis 1978 Studium der Germanistik, Slawistik und Pädagogik (Lehramt) sowie Forschungsstudium der germanistischen Literaturwissenschaft. 1981 Promotion. 1989 Habilitation. 1992 und 1993 Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten Bielefeld und Frankfurt/M.; bis 1995 Wissenschaftlicher Oberassistent an der Universität Greifswald. Im WS 1994/95 Ruf auf die Professur für Deutsche Literatur und Sprache am Institut für Germanistik der Justus-Liebig-Universität Gießen. Prof. Gansel ist Leiter der Admoni-Doktorandenschule (Exzellenzprogramm des DAAD) für Polen und Gründungsdirektor des Zentrums für Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien an der Universität Zielona Góra (Polen).

Foto: Harald Hauswald



„Die Ossis mochten ihn, für viele Wessis wurde er zum verhassten Überbleibsel eines untergegangenen Staates: der Palast der Republik, in dem nicht nur die Sitzungen der Volkskammer stattfanden, sondern auch populäre Veranstaltungen der unterschiedlichsten Art“, das schreibt Lutz Rathenow in Harald Hauswald/Lutz Rathenow, *Gewendet – Vor und nach dem Mauerfall: Fotos und Texte aus dem Osten, Berlin 2006*.

tet, unterstreichen aber, wie wichtig es ist, zwischen dem kulturellen und kommunikativen Gedächtnis in der DDR zu differenzieren oder dem individuellen, generationenspezifischen, kollektiven und kulturellen Gedächtnis zu unterscheiden. Dies kann an dieser Stelle nur stark vereinfacht geschehen. Das ‚kulturelle Gedächtnis‘ ist nämlich offiziell gestiftet, es transportiert einen „festen Bestand“ an Inhalten und Sinngebungen und ist durch staatliche Feiern, Gedenktage, Losungen, Demonstrationen, Paraden, Wimpel, Plaketten, Denkmäler fest gemacht. Dagegen wird das ‚kommunikative Gedächtnis‘ gespeist durch Alltagserfahrungen des Einzelnen, durch lebendige Erinnerungen, durch Gespräche mit Freunden, Erfahrungen in der Familie oder vom Hörensagen. Für den Ägyptologen Jan

Assmann gehört zum ‚kulturelles Gedächtnis‘ der in jeder Gesellschaft und Epoche vorhanden Bestand an „Wie-

dergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten“, in deren ‚Pflege‘ sie ihr Selbstbild festigt und ausdrückt. Für die DDR ist

Foto: Ralf Skiba





„Unweit des heftig umstrittenen Palastes der Republik und des Berliner Doms haben die Gegner aller Paläste und Religionen eine Heimstatt gefunden: Karl Marx und Friedrich Engels werden in dem nach ihnen benannten Forum, einer kleinen Grünanlage, aufgestellt.“ (1986, aus Harald Hauswald/Lutz Rathenow, *Gewendet – Vor und nach dem Mauerfall: Fotos und Texte aus dem Osten, Berlin 2006.*)

nun davon auszugehen, dass ein Widerspruch existiert zwischen dem offiziellen ‚kulturellen Gedächtnis‘ und dem privaten, ‚kommunikativen‘ bzw. dem individuellen. Dies betrifft – um ein weiteres Beispiel zu geben – auch die Pflege der vielleicht wichtigsten Gründungserzählung der DDR, den Antifaschismus. Dieser – sagen wir – Gründungsmythos war gerade nicht im privaten, ‚kommunikativen Gedächtnis‘, also in der Alltagskommunikation verankert, weil die Masse der Deutschen in Ost und (!) West nicht gegen Hitler revoltiert, sondern mitgemacht hatte. Aus diesem Grund wurde schon bald nach 1945 in der DDR die These von der Kollektivschuld der Deutschen fallen gelassen und durch eine Position aus den 1930er Jahren ersetzt. Danach war der Faschismus die „offene terroristische Diktatur“ der „am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapi-

tals“. Eine solche Argumentation entlastete die vielen Mitläufer.

Da aber diese Erinnerung nicht vermittelbar war, also keine Grundlage in der Erinnerung wie Alltagskommunikation

hatte, bedurfte sie der ständigen Vermittlung, um im offiziellen, ‚kulturellen Gedächtnis‘ festgeschrieben zu werden. Von 1949 an wurden über Symbole, Wimpel, Plakate, Abzeichen, Fah-



Foto: Johann Biedermann

Auch dies sind Erinnerungen an vergangene Zeiten.

nen, Spruchbänder; Denkmäler, Mahnmale; Demonstrationen, Gedenkveranstaltungen zudem ganz spezifische Inhalte in das ‚kulturelle Gedächtnis‘ implantiert und dort konserviert. Aber die Wende von 1989 zeigt: Das offizielle, das ‚kulturelle Gedächtnis‘ existiert nur so lange, wie die Macht, die es stützt, von Dauer ist. Mit dem Vergehen der DDR ist auch ihr offizielles Gedächtnis verschwunden. Geblieben allerdings ist das durch den Alltag in der DDR gespeiste ‚kommunikative Gedächtnis‘. Man kann es mit Ulrich Plenzdorf auch so sagen: „Dass die DDR tot ist, das ist Legende. Alle diese Leute, die DDR waren, leben noch.“ Dass diese Leute, von denen Plenzdorf spricht, wiederum verschiedene ‚Erinnerungsgemeinschaften‘ bilden, genau das zeigt sich gegenwärtig. Man braucht nur die Filmfiguren aus dem „Leben der Anderen“ in die heutige Wirklichkeit zu stellen. Nehmen wir zwei Extreme, den Stasi-Oberstleutnant und sein Opfer, den Künstler. Beide werden die DDR geradezu gegensätzlich erinnern. Und beide haben auf ihre Weise ‚Recht‘, denn ihr individuelles Gedächtnis wird durch die erfahrene Vergangenheit ebenso bestimmt wie durch die gelebte Gegenwart. Aber deswegen muss es keine neue Stasi-Debatte geben. Denn in einem besteht heute Einigkeit zwischen dem ‚kommunikativen‘ Gedächtnis von Vielen und dem sich neu ausbildenden ‚kulturellen Gedächtnis‘ der Deutschen: Eine Gesellschaft, die ‚Zersetzungsmaßnahmen‘ von Bürgern staatlich legitimiert, kann nicht ‚rechtsstaatlich‘ sein und ist mit guten Gründen untergegangen! Aber gerade weil das so ist, sollten öffentliche Diskussionen nicht nur im Jahre 2009 wie auch literarische Texte als Gedächtnismedien die ‚Tatsächlichkeit gelebten Lebens‘ einsehbar machen und nicht durch Klischeebildung jenen ‚zuarbeiten‘, die bis in die Gegenwart für sich in Anspruch nehmen, damals ‚Recht‘ gehandelt zu haben.

Der Beitrag beruht auf ausgewählten Teilen eines Essays, der anlässlich der Diskussionen um den Film „Das Leben der Anderen“ erschien. •

Ein kleiner Eindruck aus dem Jahr 2005

Von Mahulena Hofmann



Der Tag hat wie immer angefangen: Frühstück, Kinder zur Schule, ins Institut, ein Aufsatz soll abgeschlossen werden. Es fehlen nur noch ein paar Fußnoten, die Formatierung. Für die Fußnoten zum tschechischen Recht hat sich die Website des Tschechischen Innenministeriums bewährt: Einfach und in ihrer aktuellen Fassung waren die Gesetzestexte, die man brauchte, dort zu finden. Ein Klick auf die Website – doch der gewohnte Anblick ist diesmal anders. Unten befindet sich ein Bild von Statuen verunstalteter und leidender Menschen, ein weiterer Klick führt zu Tausenden von Namen: Namen der früher geheimen Mitarbeiter der kommunistischen Staatssicherheit in den Jahren 1948 bis 1989 - Name, Vorname, Deckname, Geburtsdatum, Zeitraum der Zusammenarbeit. Meine Fußnoten sind vergessen. Das panische Herumzuklicken führt zur systematischen Suche. Der Schock ist überwältigend: Vor meinen Augen defilieren die Namen geliebter Lehrer, guter Bekannter, netter Nachbarn. Die Verlogenheit des Systems materialisiert sich in diesem Augenblick auf eine beeindruckende Weise.

Nicht alle ehemals kommunistischen Staaten sind mit ihrer Vergangenheit so offen und brutal umgegangen. Manche gehen von dem Prinzip „leben und leben lassen“ aus, in eini-

gen sind die alten Kräfte wieder an der Macht. Manche haben noch recht autoritäre Züge, in einigen ist die Wirtschaft nicht richtig auf die Sprünge gekommen.

Vielleicht mit Ausnahme von Belarus haben sie jedoch durch die Wende etwas Gemeinsames gewonnen, was früher nicht möglich war: Ob mit oder ohne Listen der Staatssicherheitsmitarbeiter, wenn und wann man es will, kann man aus dem eigenen Land hinaus - und später auch wieder zurück. Wie banal es sich auch anhört, so ist vor zwanzig Jahren für alle diejenigen, für die ein Tagesausflug nach Wien zu den absurden, unerfüllbaren Tagträumen zählte, etwas unglaublich Wichtiges passiert. Die Staatsmacht ist - selbst wenn noch nicht überall ganz - rechtsstaatlich, zumindest nicht mehr absolut, und es ist nur schwer vorstellbar, dass dieses Gut den Menschen dieser Länder noch einmal entzogen werden könnte.

Der Tag hat wie immer angefangen: Frühstück, Kinder im Ausland, Atlas auf dem Tisch. Wohin geht es jetzt?

Die Autorin ist in Prag aufgewachsen und studierte dort Rechtswissenschaft. Mit einem Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung kam sie im Mai 1990 in die BRD. Seit 1992 arbeitet sie am Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg als „Osteuropa-referentin“. 2006 habilitierte sie sich an der Universität Köln. 2006-2009 hatte Prof. Mahulena Hofmann die Jean-Monnet-Professur für Europarecht und Transformationsforschung an der Universität Gießen inne. Seit 2007 ist sie Mitglied des Expertenausschusses des Europarats für die Charta der Regional- oder Minderheitensprachen.